

Was vom Tanzen übrig bleibt

Lehrer und Wissenschaftler untersuchen die Auswirkungen des Sports auf Zensuren und Übertrittsquoten

Von Peter Oberstein

Zusätzliche Angebote an Schulen wie Theater- oder Tanzprojekte – klingen positiv. Ziel dieser Zusatzveranstaltungen ist es zumeist, über eine vertiefte Körperwahrnehmung, Gruppendynamik und der Freilegung der eigenen Kreativität das Selbstwertgefühl der Kinder und Jugendlichen zu stärken. Ob diese gewünschten Effekte aber auch tatsächlich eintreten, wird selten objektiv überprüft. An der Willy-Brandt-Gesamtschule unternehmen nun Lehrer und Sozialpädagogen zusammen mit Mitarbeitern verschiedener Universitäten den Versuch, die Auswirkungen eines zweijährigen Tanztheater-Projekts auf das Lern- und Sozialverhalten Jugendlicher zu bestimmen.

Erfolg ist an einer Schule eigentlich sehr einfach definiert: durch gute Noten. Wenn also die an dem Projekt teilnehmenden Zwölf- bis Fünfzehnjährigen nach zwei Jahren Tanz bessere Zensuren hätten als vorher, könnte man dies als Beweis der Effizienz einer solchen Veranstaltung werten, so lautet die Grundüberlegung. Schulleiter Hermann Aulinger würde denn auch eine größere Anzahl jugendlicher, die innerhalb des Gefüges der Willy-Brandt-Gesamtschule von dem Hauptschul-Zweig in den der Realschule oder des Gymnasiums wechseln, als „maßgeblich“ für die positive Wirkung des pädagogischen Vorhabens bezeichnen – aber eben nicht ausschlaggebend.

Das es um mehr geht, legt schon der offizielle Titel nahe: „Woher wir kommen,

wohin wir gehen, Praxisforschungsprojekt – Leben, lernen“. Da gerade für letzteres ein gesundes Selbstbewusstsein nicht von Nachteil ist, sei es ein Ziel „stabile Identitäten zu entwickeln“, junge Menschen, die „fähig sind, in großen Gruppen ohne Scheu Neues zu entwickeln“, erklärt der Leiter des sozialpädagogischen Teams an der Gesamtschule, Herman Hetges.

Das unterstellt zugleich, dass das beim Tanzen entwickelte Selbstbewusstsein sich auf andere Bereiche übertragen lässt. Ob und wie das der Fall ist, sollen wissenschaftliche Mitarbeiter, Studenten und Diplomanden in Interviews festzustellen versuchen. Mitbeteiligt sind neben den Hochschulen auch das Institut für Angewandte Kulturelle Bildung und die Initiative „Spielen in der Stadt“.

Das nun angebotene Projekt ist nicht das erste dieser Art an der Willy-Brandt-Gesamtschule. Die bisherigen hatten der Sozialpädagogin Gundis Stalleicher zufolge wohl die gewünschte Wirkung, aber wenig „Nachhaltigkeit“. Das soll die Dauer und die wissenschaftliche Begleitung ändern. Anfangsprobleme waren bisher, dass die „Jugendlichen tanzen wollen, sich aber darüber etwas anderes vorstellen“, so Stalleicher. Sie wollen „cool“ sein, was sich mit einem kreativen Prozess, wie ihm die externen Tanzpädagogen anbieten, nicht verträglich. „Wir haben viele Kinder mit Migrationshintergrund. Sie neigen dazu, einen Status zu sichern und das, was sie können, zu perfektionieren – aus Angst, ausgelacht zu werden“, erklärt Hetges. „Leben lernen ist eine schwierige Angelegenheit.“